

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 293.

Posen, den 21. Dezember 1928.

2. Jahrg.

Copyright by J. Engelhorn's Nachf. Stuttgart.

Die Hoermanns

Roman von Karl Busse.

(24. Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

„Nein, nein,“ sagte sie angstvoll vor sich hin, und mit einem Male wuchs die Furcht, die blinde, nur sich kennende, ratlos zitternde Furcht über alles andere hinaus.

Sie hatte es doch gut gemeint . . . er durfte doch nichts Falsches von ihr denken . . . sie mußte sich doch verteidigen können.

Die abenteuerlichsten Pläne gingen ihr im Augenblick durch den Kopf. Aber sie fühlte dann doch: Wenn Wolfgang Crusius sich zurückhielt, konnt' nur einer helfen: Richard Wille. Er allein war ihr Freund und der seine. Und mit sehnsüchtiger Ungeduld zählte sie die Tage bis zu seiner Rückkehr.

Braungebrannt wie ein alter Seehundjäger, mit einem phantastisch gebogenen Strandhut, rückte er eines Nachmittags wirklich an und zeigte triumphierend ein Fünzigpfennigstück vor, das er von der gesamten Reisekasse gerettet hatte.

Als Walter zur Sprechstunde mußte, war er noch mitten in der Erzählung abenteuerlicher Seegeschichten und ließ sich leicht von Ilse zurückhalten.

„Crusius war natürlich während der Zeit nicht hier?“ fragte er dann im Laufe des Gesprächs.

„Nein,“ erwiderte sie, „aber warum natürlich?“

In derselben Sekunde blickten sie auf und sich an.

„Hm,“ brummte er. „Das sollt' ich eigentlich Sie fragen.“

Doch sie hielt jede Miene und Muskel im Zaum.

„Ich versteh' Sie nicht ganz, Richard. Hat Doktor Crusius irgendwas geäußert?“

„Der?“ Er lachte. „Ne, Fräulein Ilse, der ist hinterhältig. Aber vollständig blind und taub ist man doch auch nicht. Passen Sie mal auf: erst soll ich ihm bestellen, Sie hätten was Interessantes für ihn. Dann kommen wir vergnügt her, und höchst verschmupft geht er fort. Ich frag' ihn ganz harmlos, ob die Mitteilung nicht angenehm war. „Nein!“ sagt er schroff. Und das Schlimmste ist, wie ich ihn jetzt wiederfinde. Ich hatt' ihn doch beinahe schon zum Menschen gemacht. Da ist mit einem Male alles, was ich erreicht hab', glatt zerflört. Der Mensch hoßt wie früher in seiner Bude, aber jetzt nicht mehr wie einer, der sich selbst genug ist und vergnüglich Daumen lutscht, sondern wie einer, der mit sich und der Welt zerfallen ist. Raus will er nicht, am allerwenigsten hierher. Na, Sie werden mir zugeben, man braucht kein Sherlock Holmes zu sein, um da Morgenluft zu wittern. Frendwas müssen Sie dem langen Laster schon getan haben.“

Mit vorgeschobener Unterlippe hatte sie ihn angehört.

„Nach Ihren Worten könnt' man wahrhaftig glauben, ich hatt' ihn mit dem bösen Blick behext. Und hab' doch weiter nichts getan, als ihm in einer Beziehung den Star gestochen.“

„Au weh,“ sagte Richard Wille klaglich, „hat er auch einen Korb gekriegt?“

Da mußte sie lachen.

„Weder begehrt noch bekommen. Ich kann Ihnen nichts Näheres sagen, weil es nicht mein Geheimnis ist. Aber nehmen Sie an, ich hatt' ihm bewiesen, daß das Stück Zucker, an dem er nach Ihrer Meinung lutscht, alt und schimmelig ist.“

Verständnislos blickte er sie einen Moment an. Erst langsam ging ihm ein Licht auf.

„So, so,“ meinte er kopfschüttelnd. „Und warum haben Sie das getan?“

„Das fragen Sie noch?“ Es klang halb erstaunt, halb trozig. „Ich dachte, das wär' einfache Menschen- oder Wahrheitspflicht.“

„Ach — Wahrheit!“ Er zuckte die Achseln. „Lassen wir das große Wort doch lieber ruhen. Gepachtet hat sie ja doch schließlich keiner von uns. Ich auch nicht. Und ich will nicht predigen, alldieweil ich selber ein großer Sünder bin. Aber manchmal haben Sie in aller Liebenswürdigkeit doch auch schon was von dem Walter'schen Unfehlbarkeitstisch — bitte, bitte, Sie nehmen's mir nicht übel! Sie haben die herrlichste Absicht, einem Menschen Gutes zu tun, aber er soll glücklich werden nach Ihrem Kopfe. Doch glücklich ist man schließlich nur nach seinem. Und was den langen Crusius betrifft: solche Menschen brauchen das Stückchen Zucker eben, und man darf ihnen das alte nur wegnehmen, wenn man ihnen ein neues und besseres dafür wiedergeben kann. Sonst raubt man ihnen einen Halt, einen seelischen Besitz, ein Glück, mit dem sie sich eingerichtet haben. Ist das ein erstrebenswertes Ziel? Sehen Sie sich bloß mal die Wirkung an! Es kann doch nichts Gutes sein, was einen leidlich fröhlichen und vertrauenden Menschen zu einem mißtrauischen und hinterhältigen macht.“

Richard Wille blies die Backen auf. Er hatte nach dieser Rede eine innere Hochachtung vor sich selber. Aber mit einem Male rutschte er hin und her und ward verlegen.

„Na ja,“ sagte er, „nu hab' ich richtig 'ne Predigt vom Stapel gelassen. Ich fühl' ordentlich, wie mir die Bäckchen wachsen! Ach Gottchen, Gottchen, man soll doch wahrhaftig nichts verschwören. Der Mensch muß viele Rollen spielen, eh' er in den Sarg kommt. Lachen Sie mich nicht aus?“

Aber Ilse Hoermann lachte nicht.

„Schlimm für mich, wenn Sie recht haben,“ erwiderte sie nach einer längeren Pause.

Er fühlte, wie sie mit sich rang.

„Ich hab's jedenfalls nicht böse gemeint, sondern gut.“ Sprach sie dann stockend, als quäle sie es sich ab. „Das können Sie ja, wenn Sie wollen, Herrn Crusius sagen.“

Doch im selben Augenblick schon ward sie glühend rot.

„Nein, nein,“ widerrief sie hastig, „sagen Sie ihm nichts, Richard! Ich will nicht, daß Sie ihm was sagen. Versprechen Sie's mir!“

Bermundert sah er sie an.

„Wie Sie wollen!“ entgegnete er zögernd.

Und streifte sie noch einmal prüfend, wie unter einer Eingebung, mit einem erstaunt fragenden Blick.

Dann wandte er das Haupt halb zur Seite und machte ein Gesicht, als wölk er durch die Zähne pfeifen.

Ilse Hoermann aber trug es noch bis zum späten Abend wie eine Last und arbeitete sich in unruhiger Geschäftigkeit müde. Fast mit leisem Grauen stieg sie dann in die Stille ihres Zimmers empor. Vor dem Spiegel löste sie die Nadeln aus ihrem Haar und horchte mit einem letzten krampfhaften Versteckspielen vor sich selber auf jedes Geräusch, das von unten empordrang, als könne sie sich so ablenken und beschäftigen.

Ein Vogelkruf — ein Rauschen — der Schritt eines nach Hause strebenden Wanderers —

Jetzt erstarb der letzte Schall. Und langsam sanken ihr die Arme und wurden schlaff. Burden schlaff und zitterten, als hätten sie bis jetzt etwas Schweres getragen und könnten es nun nicht mehr. Die heimliche Spannung löste sich, alle Muskeln gaben wie in süßer wohliger Ermattung nach. Sie schloß die Augen und wehrte sich nicht. Sie fühlte, wie das Große, das auf sie gewartet hatte, nun keinen Widerstand mehr fand und sie in Besitz nahm. Wie es fremd-felig durch ihr Herz rauschte, wie das Blut, als wären Dämme gebrochen und Pfeiler unterspült, heiß emporstieg, wie ihr Gesicht aufglühte, daß keine Stelle war, die nicht alühte und brannte. Beide Hände hob sie zu den Schläfen. Ihre Lippen zuckten und formten Laute, die nicht hörbar wurden, die aber zitternd bekannten — es war halb Stöhnen, halb Erlösung: „Ich hab' ihn lieb! Ich hab' ihn lieb!“

Kein Gedanke sonst . . . nur ein schrankenloses sich Ausliefern an das eine große Gefühl, in dem sie ganz auf und unter ging, ein Augenschließen und selig Erwarten, daß er käme, sie aufzuheben.

Ganz demütig wollt' sie sein: Ich weiß, ich hab' dir weh getan! Aber es war doch alles nur schon Liebe, die mich unerkannt trieb!

Und wollt' ihm die letzten Zorn- und Trostsalten von der Stirn streichen: Sieh, ich hab' dir ein altes Glück, das kein rechtes mehr war, zerstört, aber ich will dir ein neues und stärkeres geben: all mein Sein und Wesen, meine Jugend und all meine Kräfte, die dir dienen wollen, daß du wieder fröhlich wirst!

Als wär' es ein Gelübde, nickte sie vor sich hin und stand einen Augenblick reglos.

Da kam wieder die Angst: wenn sein Haß nun größer war, als ihre Liebe? Wenn sie ihn für immer gekränkt und von sich gestoßen hätte? Wenn ihr demütig Werben nun nichts mehr nützte und nichts mehr gut machen konnte?

Leid und Tränen! Aber dazwischen größer als alles andre, in Blut und Schauer das Bewußtsein: Ich hab' ihn lieb! Ich hab' ihn lieb!

Und draußen, ruhevoll und blaudentel verdämmernd, die stille Augustnacht. Hoch der leuchtende Reigen, emporgeführter, ewiger Gestirne; tief die gedämpften Laute der Erde, die anschlugen und verklangen und keinen Bestand hatten.

* * *

Langsam hatte sich Wolfgang Crusius inzwischen in seine entgötterte Welt gefunden. Die Alltage kamen mit ihrem ewigen Gleichschritt, mit Unterrichtsstunden und Korrigierarbeit, und allmählich war darin der erste und heftigste Schmerz verzußt. Nach Hohn, Zorn und Weh blieb nur etwas Anausgefülltes zurück, eine Leere und Dede des Herzens. Lene Beyers Bild war wie weggewischt, als wär' ein großer Schwamm darüber hingefahren, und Ilse Hoermann, die Anstifterin allen Unheils, ward finster und gewaltiam aus seinen Gedanken verbannt.

Der einzige, der in die öde Inhaltslosigkeit dieser Wochen Abwechslung brachte, war das einstige Kleinod des Herrn Wienecke, Hans der Piepmak. Der Lange freute sich, daß der Vogel ihm Beschäftigung und Ablenkung gewährte und behandelte den kleinen Rothelfer

in einer gewissen Dankbarkeit dafür immer sorgfältiger. Er ließ sich darin auch durch das spöttische Lächeln Richard Wilkes nicht stören.

Der hatte nach dem letzten Gespräch mit Ilse wirklich durch die Zähne gepfeifen. Seitdem entwickelte er aber auch ein merkwürdig starkes Interesse für den Kollegen und stieg ihm jeden zweiten Tag auf die Bude. Schweigend sah er sich die Piepvogelbegeisterung eine ganze Zeit mit an.

Bis er eines Tages doch den Kopf schüttelte: „Nee, Crusius — Ihren Kanarienhans in Ehren, aber wie lange soll das noch so weiter gehen? Und wie lange wollen Sie Ihren Weltschmerz noch an den goldgelben Busen Ihres Piepmakes betten?“

Der ironische Tonfall rekte den Langen. „Solange es mir paßt,“ erwiderte er schärfer, als es sonst seine Art war. „Oder haben Sie was dagegen?“

Verblüfft starrte Richard Wilke ihn an. „Alle Achtung!“ brachte er dann heraus — „Sie scheinen kraßbürstig zu werden! Ist aber ein Fortschritt, ohne Frage! Sie waren immer zu sehr „sanfter Heimrich“. Trotzdem brauchen wir uns nicht gleich zu änten. Mich geht das alles nichts an, und wenn Sie 'n andrer wären, könnten Sie meinethalben mit oder ohne Kanarienvogel noch in diesem Moment nach dem Strus abschwimmen, und ich möcht' nicht mal glückliche Reise rufen, aber ich habe nun einmal 'ne Schwäche für Sie! 'ne menschliche und pädagogische. Und deshalb kränkt mich der täppiische Sums mit dem Piepmak.“

Menschenkind, ich will mich wahrhaftig nicht in Ihre Geheimnisse drängen, aber wenn Sie mit Ilse Hoermann was vorgehabt haben und sich verletzt fühlen, so ist es wahrhaftig besser, Sie stellen sie klipp und klar zur Rede, anstatt hier heimlich zu boden.

Nein, nein, beruhigen Sie sich nur — ich weiß gar nichts. Ich weiß nur, daß da etwas nicht stimmt. Weiß ferner, daß Sie entsetzlich empfindlich sind. Und weiß drittens, daß Ilse Hoermann Summa Summarum ein gutes Mädel ist, das Sie mit Absicht ganz gewiß nicht kränken wollte. Hat sie's getan, so tut es ihr selber sicher schon am meisten leid — ich kenn' sie doch, seit vierzehn langen Jahren kenn' ich sie. Also sei'n Sie doch nicht unverständlich!“

Er war allmählich wirklich ärgerlich geworden. Die Menschen machten sich das bißchen Leben auch gar zu schwer! Und seufzend stieß er seinen Zigarrenrest im Aschbecher aus.

„Warum ereifern Sie sich so?“ fragte der lange Crusius achselzuckend. Und dann kam er zweimal mit einem kurz aufstößenden Gewitterlachen hoch. „Ich hab' im übrigen weder geklagt noch angeklagt. Sie brauchen also nicht zu verteidigen. Daß Sie für die Dame Feuer und Flamme sind, hör' ich ja nicht zum erstenmal!“

Seine Lippen schürzten sich, als wollt' er noch etwas hinzufügen. Aber er ließ es dann mit neuerlichem Achselzucken.

Richard Wilke hatte ihn beobachtet. Er erriet, was der andre verschluckte.

„Ach so,“ sagte er gedehnt. Und mit plötzlichem Entschlusse: „Genieren Sie sich gar nicht. Sie wollten doch sagen, warum ich mir besagtes Mädel, das ich so schätze, bis jetzt entgehen ließ — stimmt's? Und vielleicht ist es gut, wenn ich's Ihnen erzähle. Der Blamierte bin ja schließlich nur ich. Also kurz und gut: ich hab' mir vor einiger Zeit einen glatten Korb bei ihr geholt. Den siebenten. Warum sollt' ich's denn leuanen?“

Wolfgang Crusius starrte ihn an, als rede er konfuses Zeug. Aber während seine Augen noch ungläubig waren, machte er schon eine Bewegung, als wollt' er am liebsten auf Richard Wilke zu und ihn schütteln: Ist das wahr?

Eine seltsame Aufregung ergriff ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Wie feiern die Deutschen Weihnachten?

Von Karla Wendt, Berlin.

Weihnachten kann man mit tiefstem und schönstem Recht als das Fest der Familie bezeichnen. Kein anderer Festtag vereint die Familienmitglieder in solcher Harmonie und Liebe wie die Christnacht. Doppelt froh und beglückt in dieser Zeit der Irrungen und Wirrungen, die ihre Schatten so oft in das Familienleben wirft, wird in diesen Tagen das Band der Familie inniger und fester, und wo die Liebe auch im Alltag nicht müde wurde, nun strahlt sie erst recht in heller Flamme, und dort, wo sie arm ward und müde in den Sorgen des Daseins, schleicht sie wieder in die Herzen der Menschen, naht sie sich ihnen im Schein der Dichter, in den Klängen der Weihnachtslieder, im Duft des Tannenbaumes. Man kann Weihnachten auch ein Volksfest nennen, aber kein Volksfest auf sonnigen Wiesen mit Karussells und Würfelbuden, sondern ein Volksfest im häuslichen Kreise, in den Kirchen, in den Herzen der Menschen. Weihnachten ist nicht nur ein kirchliches Fest, längst ist es verwurzelt im Volksleben, und auch der Mensch, den es nie in die stillen Kirchen trieb, der seinen Gottesdienst vielleicht nur draußen im Walde, in der Einsamkeit der Natur abzuhalten pflegte, nach seiner Art, am Christabend wird doch eine Sehnsucht in ihm wach, dort auf einer der Bänke zu sitzen, unter der hohen Kuppel des Domes, eine gläubige Seele unter vielen anderen, die Botschaft zu hören von der Kanzel, aus den Afforden der Orgel: „Christ ist erstanden!“

Wie leuchtet die Liebe weithin um Weihnachten, wie hebt Wochen vorher das liebevolle Vorbereiten der Festtage, und wie lange bleibt nachher der weihnachtliche Schimmer in unserem Dasein? Jene Weihe, die in der Nacht vom 24. zum 25. Dezember im Familienkreise zu spüren ist, jenes stille Beglücken und Zueinanderlasten, dieses Sichfinden der Herzen am weihnachtlich geschmückten Tisch, im Singen der Lieder, im Beschenken mit kleinen, liebevoll ausgewählten Dingen, sollte nicht nur über die Festtage währen, sondern auch lange, lange im Alltag nachleuchten.

Weihnachten ist die Familie unter sich. Da kommen von fern die Söhne und Töchter in das Elternhaus. Da treibt es den Ruhelosen zurück in die Arme der Mutter, und der in fremdem Lande Weisende kauft sich ein Weihnachtsbäumchen, wenn er nicht heim kann, schmückt in stiller Stube das Bäumchen mit Silber und Gold, packt mit zitternden Händen das Paket der Mutter aus und ist daheim — im Geist, sitzt in der Kirche wie einst als Knabe, sitzt daheim bei Karaffen, dem traditionellen Weihnachtsgericht seiner Familie, und lauscht auf das Klingelzeichen des Vaters, der bereits aufgestanden ist und im Nebenzimmer hantiert, das vierzehn Tage abgeschlossen war, weil der Weihnachtsmann dort die Gaben aufbauen mußte.

Der Weihnachtsmann geht um in diesen Tagen. Er stapft paketbeladen durch die Straßen, verschwindet hinter sorgfältig abgeriegelten Türen, hält Zwiesprache mit der Mutter, mit dem Vater und beugt sich nachts über den kleinen Liebling der Mutter, der in seinem Bettchen schläft und gerade von ihm träumt. Die Großen wissen es längst, daß der Weihnachtsmann leider nur ein Phantastengebilde ist, daß man selbst Weihnachtsmann spielen muß und dies leider nicht immer so kann, wie man möchte, weil der Geldbeutel so sehr kleiner ist als der ganze Saal unserer Wünsche. Aber die Hausfrau und Mutter weiß es auch, daß der Weihnachtsmann im Herzen wohnt, daß die Liebe die köstlichen Geschenke zu vergeben hat. Liebe gehört auf den Weihnachtstisch, ist das schönste Geschenk. Liebe in der Familie, zwischen Kind und Eltern, zwischen den Gatten, den Geschwistern. Ist denn alles so, wie es sein sollte? Fragt euch doch einmal in den Pausen der Arbeit, der Erwerbsjagd, der Sorgen für das tägliche Brot, für Kleidung und andere Dinge, die wir brauchen, ist alles so, wie es sein sollte zwischen Gatten, in der Familie, zwischen Kind und Eltern? Die erwachsene, berufstätige Tochter denke darüber nach, die Mutter, die mit ihrem Kinde so oft Meinungsverschiedenheiten hat, die sich nicht zurechtfinden kann in den Ansichten der modernen Zeit, der Vater, der nur an seine Geschäfte denkt und immer murren, wenn die Hausfrau wieder um Wirtschaftsgeld bitten muß, alle sollen sie darüber nachdenken, nun das Licht von den Tannenbäumen strahlt, und es nach Weihnachten dunkelt. Jetzt geht es auf einmal. Jetzt herrscht Frieden und Harmonie im häuslichen Kreise, jetzt sitzen sie mit Handarbeiten am Tisch und summen Weihnachtslieder. Jetzt geht kein Streit um das Wirtschaftsgeld, da doch die Ausgaben größer geworden sind, alles ist so selbstverständlich, weil es aus dem Herzen kommt. Das muß gekauft werden und das! Es muß Kuchen gebacken werden, Pfefferkuchen, Stollen. Der Baumschmuck muß erneuert werden. Für die Festtage sind Lederbissen einzukaufen. Karaffen, Gans oder Gase. Die Tochter arbeitet, nachdem sie acht Stunden im Büro verbracht hat, nun abends noch im Haushalt mit, nimmt der Mutter kleine Beforgungen ab. Es ist ja alles so selbstverständlich. Auf einmal ist das alles, was sonst Zank und Meinungsverschiedenheiten auslöste, so leicht zu verstehen, denn es ist ja **W e i h n a c h t e n !**

In allen Bestrebungen zur Erneuerung des Familienlebens ist das Weihnachtsfest der rechte Zeitpunkt, verlorene oder verwehte Familienbände wieder aufzunehmen, die Harmonie zwischen den einzelnen Familienmitgliedern, die vielleicht im Jahre über zu leiden hatte, wieder herzustellen. Denn in diesen Tagen gibt es plötzlich keinen Rechts- und Nachtstandpunkt zwischen den Gatten und den Kindern. Keiner sagt: „Ich will es so!“ Man hat nach den Wünschen des Nächsten gehorcht und sieht sich selbst beschenkt von anderen, als hätten sie unsere geheimsten Herzenswünsche er-

kannt. Es ist nicht der äußere Wert dieser Geschenke, was uns so erfreut, sondern die Wahl des Geschenkes, die Art, es uns zu geben. „Du hast doch an mich gedacht!“ denkt vielleicht mancher, der schon an der Liebe des anderen zu zweifeln Grund zu haben glaubte. „Und wie lieb du an mich gedacht hast. Gerade das habe ich mir gewünscht!“

Das sind kleine Lichtstrahlen unter dem Tannenbaum, kleine Brücken von Mensch zu Mensch, Brücken, die die Liebe baut.

Wenn der Christbaum strahlt, und die Kinder alle Weihnachtslieder singen, hält die Liebe Eingang in das Herz. Erinnerungen der Kindheit tauchen auf, und alle werden selbst wieder Kinder mit aller Innigkeit des Empfindens.

Jede Familie hat ihre besonderen Weihnachtstraditionen. Hier gibt es seit Jahren Karaffen am Heiligen Abend oder Gänselein, undenkbar, daß man etwas anderes auf den Tisch bringen könnte. So hat schon Großvater Weihnachten eingeleitet: mit guten Karaffen!

Daß die Weihnachtstage rechte Feiertage werden, dafür hat die Hausfrau ja schon Wochen vorher gesorgt, aber daß dieser weihnachtliche Schimmer nicht zu rasch vergeht, wenn die Dichter am Baum erlöschen und der Alltag wieder beginnt, diese Harmonie im Familienkreise zu erhalten, muß im Willen der Einzelnen Wurzeln fassen, in der Erkenntnis, die ihm aufdämmerte im Licht des Christbaumes.

Jakob Knoller:

Weihnachtsabend.

Von zartem, weißem Schnee bedeckt,
Träumt hold das goldene Kind, — die Erde;
Und wie zur Wacht langhingestreckt
Dehnt sich davor die düstere Föhrde.

Die Luft ist rein. — Der Abend weht
In Harmonie sanft einen ro'gen Schleier —
Und fern verklärt am Horizont schwebt
Der Berge Schar, ein Chor der heil'gen Feier. —

Embsängt das müde Sonnenlicht
Voll Lieb mit ehr'urchtsvollem Schwarme
Und birgt das glüh'nde Angesicht
In seine schattenreiche Arme.

Der Himmel hüllt sich weit und breit
Nach herrlich schönem Farbenpiele
In dunkel violettes Kleid —
Weit schweifend bebend die Gefühle —

Denn über'm Haupte dehnt sich weit
Unendlichkeit und Ewigkeit.

(Mit besonderer Genehmigung des Romantik-Verlages Berlin, dem Buche „Erlebtes und Geschautes“ von Jakob Knoller entnommen.)

Der Löwe und das Kind.

Im Raubtierstall der riesigen Löwenschau des bekannten Kapitäns Alfred Schneider ereignete sich dieser Tage zu Hagen in Westfalen ein ganz außergewöhnlich interessanter Vorfall. Anlässlich der Besichtigung der schneidrischen Stallungen hatte sich ein kleiner idiotischer Knabe von etwa zehn Jahren in einem unbewachten Augenblick von seiner Wärterin entfernt und war zwischen den Abperrungen hindurch auf den Käfig eines außerordentlich bössartigen alten Löwen, dem sich selbst Kapitän Schneider nur mit größter Vorsicht zu nähern vermag, herangetroffen. Dem sofort mit eisernen Abwehrstangen herbeigeilten Wärterpersonal, das bereits auf das schlimmste gefaßt war, bot sich ein seltsamer Anblick.

Das riesige Tier, das sonst nur darauf lauert, jedem unvorsichtig dicht Vorübergehenden einen Krankenstoß zu versetzen, ließ sich von dem geisteschwachen Knaben ruhig in der Mähne zausen und sogar an Nase und Augen berühren, ohne auch nur ein Knurren von sich zu geben. Erst als ein Wärter sich dem Kinde näherte, um es aus der gefährlichen Nähe des Löwen fortzuziehen, langte der Löwe mit der gewaltigen Pranke durch die Gitter hindurch und legte sie auf die Schulter des Kindes, das sich diese eigenartige Lieblosung unter unartikulierten Freudenlauten gefallen ließ.

Die Krallen hielt das Raubtier sorgfältig eingezogen, ließ aber durch ein großes Knurren gleichzeitig erkennen, daß es keineswegs gewillt sei, den Knaben vom Käfig fortführen zu lassen. Erst als man dem Löwen an der anderen Seite des Käfigs ein großes Stück Fleisch hinhielt, ließ er sich von dem Kinde ablenken, das darauf schleunigst in Sicherheit gebracht wurde.

Der Vorfall ist um so erstaunlicher, da selbst sehr gutartige und zahme Raubtiere fast nie den Menschen zu achten pflegen und bei der Annäherung von Kindern meist aufgeregt und bössartig werden. Im vorliegenden Falle muß aber dem Löwen die Giftlosigkeit und Minderwertigkeit des mißgestal-

teten kleinen Menschengeschöpfes instinktiv Mitleid und wohlwollenden Beschützerwillen eingegeben haben, eine Beobachtung, die man insbesondere bei weiblichen Tieren auch in der Freiheit häufiger gegenüber hilfsbedürftigen Geschöpfen wahrnehmen kann.

Eigenartige Streikmethoden.

In Peking fährt eine Straßenbahn. Bis in die späte Nacht hinein klingelt sie munter durch die Stadtviertel, nimmt des Morgens arme Kuli mit, holt abends lebenslustige Großstadtbummeler ab, heimst ihr Geld dafür ein und so vorwärts. Immer hat sie großen Zuspruch, und das Publikum ist zufrieden. Aber Peking ist längst europäisch geworden, wenigstens auf diesem Gebiete. Europäische Schlagworte drängen hinüber. Lohnerböhung, Streik! Und eines schönen Tages setzen die tatkräftigen Peking-Straßenbahner diese in die Tat um. Abends rufen die Zeitungsjungen aus: „Die Schaffner fordern Lohnsteigerung, ab morgen Streik!“

Früh am Morgen werden die Eingangstüren des Wagendepots wie gewöhnlich weit geöffnet, und Wagen auf Wagen folziert gemächlich über den Schienenweg. Die Freude der Pekingler ist groß. Doch kein Streik! Aber drinnen im Wageninnern harret ihrer eine Ueberaschung. Der Schaffner steht wie eine Statue da und denkt nicht daran, das Fahrgeld abzufordern. Das ist „sein“ Streik. Gratis-Verkehr, das ist die Parole der Streikenden, und nur die Straßenbahndirektion muß den Verlust buchen. Sie protestiert energisch gegen das gefekwidrige Benehmen ihrer Angestellten, muß aber schließlich die Gehaltsforderungen bewilligen. Heute ist wieder alles in Ordnung. In Peking fährt munter klingelnd die Straßenbahn und die Schaffner rufen wieder: „Noch jemand ohne Fahrchein!“

Sollte diese immerhin recht eigenartige Streikmethode auch in Europa einmal Anwendung finden? Das wäre dann ein Verkehrsstreik, bei dem man wirklich „gut fährt“ ...

Der Lebensroman einer Großfürstin.

Aus Budapest wird uns geschrieben:

Vor einigen Tagen ist hier in aller Stille eine Frau zu Grabe getragen worden, deren Name vor Jahren zu den glänzendsten am Kunsthimmel gehörte. Nur wenige Personen folgten dem einfaches Holzjarg, der die irdischen Ueberreste der Gemahlin des russischen Fürsten Fedor Wassiljewitsch-Engelhart barg. Diese Frau hat dank ihrer vollendeten Gesangkunst und ihrer großen Schönheit eine wahrhaft phantastische Karriere gemacht. Mit ihrem Mädchennamen hieß sie Stefanie Polatschek und war die älteste Tochter eines jüdischen Lehrers in Waizen.

Ihr Name tauchte zum erstenmal im Jahre 1880 auf. Durch Zufall wurde sie damals von einem kleinen Gesanglehrer, bei dem sie Unterricht nahm, „entdeckt“, und nachdem sie zwei Jahre hindurch bei bekannten Meistern ihre Studien fortgesetzt hatte, unternahm sie eine ausländische Tournee, die ihr große künstlerische und materielle Erfolge brachte. Sie trat in mehreren europäischen Großstädten, unter anderem auch in Moskau auf, das damals den Mittelpunkt der vornehmen russischen Gesellschaft bildete. Hier verliebte sich Fürst Wassiljewitsch-Engelhart in das schöne Mädchen. Stefanie Polatschek wollte jedoch geheiratet werden und machte ihrem fürstlichen Anbeter gegenüber kein Hehl daraus. Der Fürst erklärte sich zur Ehe auch bereit, allein diesem Plane setzten sich schier unüberwindliche Hindernisse in den Weg, da Fräulein Polatschek Jüdin war.

Erst nach längerer Zeit gelang es dem Fürsten, der Besitzer von ausgedehnten Gütern und herrlichen Palästen in Moskau und Petersburg war, die Erlaubnis seines Bruders, des Vorkönigen der heiligen Synode, zur Ehe zu erlangen. Fräulein Polatschek trat zum griechisch-orientalischen Glauben über, und die Trauung sollte einige Wochen nach dem Religionswechsel stattfinden. Aber der Vater der Braut, ein orthodoxer Jude, wollte von der Ehe mit einem Andersgläubigen nichts wissen und verließ seine Tochter. Die Künstlerin kummerte sich jedoch nicht um das väterliche Verbot, und nach kurzer Zeit fand die Trauung in Petersburg statt.

Für die jüdische Lehrerstochter aus Waizen brachen nun Tage ungetriebenen Glückes an. Sie wurde von der vornehmsten russischen Gesellschaft geradezu verhätschelt und übte ihre Kunst allerdings nur noch im intimen Freundeskreis aus. Im Jahre 1911 fiel der Fürst einem Jagdunfall zum Opfer, und damit war auch das Schicksal seiner Gemahlin besiegelt. Seine Verwandten hatten Kenntnis davon erlangt, daß sie jüdischer Abstammung sei, und brachten jeden Verkehr mit ihr ab. Aus dem ungeheuren Nachlaß ihres Gatten erhielt sie nur eine kleine Jahresrente, die kaum zur Bestreitung der notwendigsten Bedürfnisse ausreichte.

Als in Rußland die Bolschewikenherrschaft ausbrach, wurde auch die Jahresrente eingestrichelt, und die einst so vielgefeierte Frau, deren Schönheit im Laufe der Jahre infolge der erlittenen Kränkungen und Entbehrungen gelitten hatte, flüchtete über Finnland in ihre ungarische Heimat. Glücklicherweise war es ihr gelungen, einen kleinen Teil des Schmuckes ihres verstorbenen Gatten mit sich zu nehmen. Sie verkaufte diesen Schmuck nach und nach und brachte sich auf diese Weise kümmerlich durchs Leben.

Vor einiger Zeit erkrankte sie an einem Lungenleiden, dem sie jetzt erlegen ist. Ihrem Sarge folgten einige Marktweiber und Verwandte ihres Vaters, der seine Tochter nach altem jüdischen Brauch wegen ihres Uebertritts zu einem anderen Glauben verstoßen hatte.

Gedenktage.

Zum 75. Geburtstag der Dichterin Iolbe Kurz. „Der Ruf des Ran“ heißt das jüngste Buch der Dichterin, die am 21. Dezember ihren 75. Geburtstag feiern kann, und mit unverminderter Frische zeigt dieses neue Werk sie als Schöpferin leidenschaftlich bewegter Menschen ihrer geliebten italienischen Landschaft. Denn Iolbe Kurz, die in Stuttgart als Tochter des Dichters Hermann Kurz zur Welt kam, hat lange Jahre in Florenz gelebt und dort die Liebe zu Italien mitgebracht und den Stoff und die Stimmung für ihre schönsten Werke. 1890 erschienen ihre „Florentinischen Novellen“, „Italienische Erzählungen“ folgten im Jahre 1895, weitere Schilderungen aus der Florentinischen Renaissance 1902 in dem Buch „Die Stadt des Lebens“, und auch in den „Nächten von Fondi“ (1922) kehrte sie zur Renaissance zurück, nachdem sie zuvor von ihrer Jugend erzählt, ihre „Florentinischen Erinnerungen“ (1909) und „Wandertage in Hellas“ (1913) beschrieben hatte. Eine Biographie ihres Vaters Hermann Kurz veröffentlichte sie 1906, ihrer Mutter setzte sie 1926 ein schönes Denkmal in dem warm empfundenen Buche „Meine Mutter“. Neben Ricarda Huch darf Iolbe Kurz als die reifste und reichste Dichterin ihrer Generation in Deutschland gelten.

Aus aller Welt.

Eine neue Oper von Mascagni. Pietro Mascagni arbeitet gegenwärtig an der Vertonung eines homerischen Stoffes von Fausto Maria Marzini.

Man kann es sich schwer vorstellen, daß zwei- bis dreijährige Kinder, ja sogar Säuglinge, in Hütten aus Eis, umgeben von eiskaltem Wasser, aufwachsen. Wer die Bilder in der neuesten Nummer der „Münchener Illustrierten Presse“ (Nr. 51) von den grönländischen Eskimos betrachtet, der muß annehmen, daß die Kleinen dort fortdauernd Schnupfen haben. Wie wohl sich aber die Kinder fühlen und wie sie in Schnee und Eis gedeihen, erfährt man aus dem erwähnten Bilderaussatz. — Eine weitere Bilderfolge behandelt die Schicksale der 15 Flugzeugführer, die die ersten Pilotenzeugnisse erhielten. — Aus dem reichen Inhalt dieser Nummer nennen wir noch „Sonntag im Schnee“, Bilder vom Münchener Winter-Wochenende. — Ein weiterer reich illustrierter Aufsatz behandelt das Ende des französischen Kulturkampfes. — Besonders möchten wir noch auf den vielseitigen Unterhaltungssteil dieses Heftes hinweisen.

Ernennung von Ehrendoktoren und Ehrenmitgliedern der Universität Halle, anlässlich der hallischen Thomastus-Feiern. Zur Erinnerung an den 200. Todestag von Christian Thomastus, dem Gründer der Universität Halle und dem Schöpfer des modernen Zeitungswesens, fand in der Universität Halle eine große Thomastus-Feier statt, an der die Spitzen der Behörden, unter anderem mehrere preussische und anhaltische Minister teilnahmen. Anlässlich des Gedenktages ernannte die Universität Halle zu Ehrendoktoren den früheren Reichsminister Eugen Schiffer, den Präsidenten der Handelskammer Kurt Steadner und die Universitätsprofessoren an der Universität Halle Otto Kern und Karl Eger. Ferner wurden zu Ehrenmitgliedern der Universität Halle ernannt: Generaldirektor Max von Ludwiger, Rechtsanwalt Friedrich Weil und der Berliner Professor Geheimrat Rudolf Stammler.

Ein kostbarer Transport. Die New York Life Insurance Company ist dieser Tage von ihrem alten in ihr neues Heim am Broadway umgezogen, und dabei mußten Effekten, Policen und andere Wertpapiere im Werte von 650 Millionen Dollar (annähernd 3 Milliarden Mark) transportiert werden. Die Direktion der großen Versicherungsgesellschaft hatte zu diesem Zweck mehr als hundert Panzerautos gemietet, und jedes dieser Autos war mit vier bewaffneten Männern besetzt worden. Der Transport, der ziemlich lange Zeit in Anspruch nahm, ging ohne Zwischenfall vor sich.

Wolfsplage in Bosnien. Infolge der riesigen Schneefälle, die in den letzten Tagen über die höher gelegenen Gegenden Nord- und Mittelbosniens niedergegangen sind, haben zahlreiche bosnische Ortschaften stark unter der Wolfsplage zu leiden. Die Haustiere kommen scharenweise aus den Wäldern hervor, und der Viehbestand in den betroffenen Orten ist erheblich dezimiert worden. Die Regierung hat den Einwohnern der fraglichen Ortschaften die Erlaubnis zum Waffentragen gegeben.

Fröhliche Ecke.

Der Wolkentraker. „Und dies hier!“ bemerkte der Führer, „ist ein Wolkentraker!“

Die alte Dame betrachtete den riesenhaften Bau mit großem Interesse. „Ein Wolkentraker — so so!“ sagte sie. Und dann setzte sie bedauernd hinzu: „Schade, daß er augenblicklich nicht in Tätigkeit ist!“ („Dt. Wochenztg.“ f. d. Niederlande.)

Ein Vorschlagn. Diese Dame zu ihrem schlanken Begleiter vor der Waage: „Wir wollen uns beide zusammen wiegen, und dann wollen wir durch zwei teilen.“ („Matin“.)

Das kommt darauf an. Zwei Herren sitzen im Café. Erster: „Gute Anzüge hat man auch lange — —“ Zweiter: „Das kann man so ohne weiteres nicht sagen. Wie Sie sehen können, ist mein Ueberzieher vom Haken verschwunden.“ („Matin“.)